

Die Metamorphose des Hundes

Eine Schelmengeschichte aus Dalmatien von Božo Lovrić

Der Maler Joan Stocić hatte sich lange in den Bergen und Dörfern herumgetrieben und langte gerade in dem Küstentädtchen an. Wenn ich sage „er langte an“, so ist dieser Ausdruck nicht ganz präzise, denn er kam nicht angefahren, wie man vielleicht denken könnte, sondern seine jungen Weine hatten ihn dorthin getragen. Das wäre freilich noch zu ertragen gewesen, aber das Schlimme war: sein Känzel war leer und seine Taschen warteten schon acht volle Tage auf ein paar zerbrochene Groschen. . . . Unterwegs hatte er sich von Reigen, Weintrauben und guten Worten genährt. . . . Ließ ihn das Glück eine brave Bauersfrau treffen, dann hatte er solange zärtliche Blicke und Liebesworte spielen lassen und sie seiner glühenden Zuneigung versichert, bis ihm die Frau, um Liebe mit Liebe zu vergelten, ein Gläschen Wein oder Schnaps oder häufiger noch eine Scheibe Brot oder ein Stück Kuchen spendiert hatte.

So hatte er sich also halbwegs gesund und satt bis zur Stadt durchgeschlagen. Aber wohin nun? Geld hatte er nicht, bis zu seinem Heimatort war es zu Fuß noch weit zu laufen, und die Seereise war zwar gar nicht weit, aber teuer, und der Schiffsmann wollte Geld dafür haben.

Was tut man also? Soweit bist du gekommen, und nun läufst du mit dem Kopf gegen die Wand, sagte sich Stocić und setzte sich mit seinem leeren Känzel auf eine nahe Treppstufe, um sich von dem anstrengenden Wege etwas auszuruhen.

Er sann nach, wie man den Teufel betrogen könnte, ohne den lieben Gott zu versuchen. Er hatte im Leben schon allerlei angestellt, um oben zu schwimmen. Wenn nur der Magen nicht wäre! Aber nun fangen die Gedärme wieder an zu singen, und dieses Lied stimmt melancholisch wie die Saiten unterm Fiedelbogen, die das Herz traurig bewegen.

Laß dich nicht unterkriegen! Halte noch dieses Mal die Räder in Bewegung, es wird schon alles gut ausgehen, sagte er vor sich hin und suchte im Geiste angestrengt nach einer rettenden Idee.

Wenn der Mund essen will, muß der Verstand ihm helfen. Ein bißchen Verstand und ein bißchen Arme, und wenn die Arme versagen, können die Weine helfen. Du kennst sie und weißt, wie sie laufen und springen können. Wie oft haben sie dich vor der väterlichen Rute gerettet und später vor noch schlimmeren und bitteren Nuten.

Er erinnert sich, wie ihm die Bauern einmal nachstellten, weil er sich das Känzel gefüllt hatte. Sie dachten, er hätte ihnen ihren Wein stiehlt, und liefen hinter ihm her. Sei, wenn ihm da nicht Flügel an den Füßen wuchsen, dann wehe seinem Rücken! Sie hatten Stöcke fast so stark wie Armbrocken und noch jetzt geht es ihm durch und durch, wenn er daran denkt.

Halt, du Hundesohn! hatten sie gerufen, und es war ihm schummrig vor den Augen geworden von dem Geschrei und noch mehr von dem Staub, den die Füße aufwirbelten.

Halt! Ja, die haben gut „Halt“ rufen: soll man stehen bleiben, wenn sie einem auf den Fersen sind? Soll man sich umdrehen, wenn man weiß, daß man seinem Rächer ins Auge schauen wird? Nur den Weg sieht man vor sich und die Weine greifen aus, als wollten sie so schnell wie möglich ans Ende der Welt gelangen. Aber wenn ich damals kein Vogel geworden bin, werde ich niemals mehr werden, so schloß Stocić seine Selbstbetrachtungen und betrachtete mit dankbarem Blick seine Weine.

Ihr meine Retter und Ernährer! Er hätte sie am liebsten umarmt, aber da blühte ihm im selben Moment eine rettende Idee auf.

Es fällt ihm ein, wie ihn einmal in einer Stadt seine Kunst geholfen hat. Nicht das Malen, gottbehüte, sondern das Imitieren von Tierstimmen. Am Ende hatte er geblökt wie ein Schaf, aber das hatte wenig genützt. Dann war er darauf verfallen, einen echten leiblichen Esel nachzumachen. Er hatte so durchdringend und laut geschrien, daß die ganze Straße zusammengelaufen war. Eine Nachtigall hätte keine größere Sensation verursacht. Die Leute hatten mit offenem Munde dabei gestanden und als er seinen Gesang beendet hatte, waren sie herangelommen, um sich durch Anfassen zu überzeugen, daß dies ein Mensch und kein Esel sei.

Einer war ihm in seiner Begeisterung fast um den Hals gefallen und hatte ihn vor versammeltem Volke zum „Könige aller Esel“ ausgerufen (wobei er Gott zum Zeugen anrief, daß er die Wahrheit sage.) Dann waren sie ihm noch nachgelaufen, hatten ihn angepöbelt wie ein Weltwunder, und als er ins Wirtshaus ging, wäre es fast zu Erzessen gekommen. Jeder überbot sich, ihn mit Wein, Kaffi, Braten und sonstigen Genüssen für Mund und Kehle zu bewirten. Als er sich schließlich vollgeessen und getrunken hatte und der Magen ihn schon drückte, hatte er seinen Wohlplättern zugesprochen, daß sie sich ordentlich in die Haare gerieten, aber als der erste Becher unter den Tisch fiel und der erste Faustschlag Raitschte, war er spurlos verschwunden. Vergeblich suchte man ihn nach der Schlacht. Selbst unter dem Tisch fand man ihn nicht, und die Reden, die sich ihre zerschlagenen Köpfe beföhnten, waren voll Verwunderung über sein plötzliches Verschwinden. Lange stritten sie hin und her, ergingen sich in Vermutungen und Erklärungen, bis schließlich der Klügste von ihnen dem Rat ein Ende machte und das geheimnisvolle Rätsel löste. Er tippte sich zum Zeichen seiner Klugheit auf die Stirn und verkündete mit lauter Stimme, (daß jeder es hören konnte), daß niemand anders als Er, der König der Esel, an ihrem Streite schuld sei, und daß Er wahrhaft der König sei, und sie selbst nicht nur Esel, sondern richtige, ganz richtige Erziesel gewesen wären.

Stocić wollte sich nicht wiederholen und so beschloß er, diesmal als Schwein aufzutreten und so das nützlichste und nahrhafteste vierbeinige Säugetier zu kopieren.

Aber wie? Da kam ihm wie ein Blitz folgender genialer Einfall:

Dicht neben ihm lag ein Schäferhund in der Sonne und schlief. Stocić stürzte sich wie ein Raubvogel auf ihn, steckte ihm einen Lappen in den Mund und ehe sich der Hund versah, sah er im Känzel des Malers. „Es ist doch alles ganz gleich, seinem Schicksal entgeht man nicht; das einmal hilft der liebe Gott und das anderemal hilft so ein Heide von Hund und das noch heidnischer Schwein“, tröstete sich Stocić.

Er schnallte das Känzel wieder um und machte sich auf den Weg zum Marktplatz der Stadt. Dicht dabei war auch der Basar, und nun wollen wir sehen, wer schlauer ist, er oder die Stadtbürger.

Jung und alt war zusammengeströmt, um Geschäfte zu machen oder besser gesagt: den anderen zu betrügen. Stocić trug den Hund in seinem Känzel und dachte die ganze Zeit an seinen neuen Streich. Plötzlich, mitten in die größte Stille, scholl ein Gequiel, bald lauter, bald leiser, als wenn ein Schweinchen am Spieße siedet. Das hat Stocić lange geübt und er hatte es so gut heraus, daß er mit dem Quielen auch nicht aufhörte, als die Leute sich nach ihm umsahen. Sogar mit geschlossenem Munde konnte er quiefen, und zwar besser und anhaltender als ein richtiges Schweinchen.

Los, nun wollen wir handeln, Leute, rief Stocić mit dröhnender Stimme: Wer einen Hundetier gibt, soll Schwein und Känzel haben.

Und er bog nach der anderen Seite ein, als ginge ihn die ganze Sache gar nichts an, worauf wieder das Grunzen und Gequiel des gefangenen Tieres von neuem losging.

Als hätte man mehrere Hinten zugleich losgehen lassen, erscholl von allen Seiten der Ruf:

Sier! Hier!

Aber der Maler tat so, als höre er nicht. Er ging weiter, ohne auf die Zurufe und Angebote zu achten, und reizte die Händler durch immer neues Quielen und Grunzen. . . . Er dachte sich: das Känzel ist gut verschmirt, und das Hundetier hat vor Schreck die Stimme verloren. Auch der Lappen hat geholfen! Noch ein Weilschen, und alles ist wie es sein soll.

Die aufgeregten Händler sammelten sich um ihn, bestürmten ihn wütend wegen seiner Unbestimmtheit und hätten ihm fast den Känzel weggerissen, wenn er ihn nicht mit allen Kräften festgehalten hätte. . . . Ehe er sich versah, hatten ihm drei, vier Leute einen Hundetier in die Hand gedrückt.

Mir gehört das Schwein, mir gehört das Schwein, gröhnten sie und suchten sich gegenseitig mit den Ellenbogen wegzudrängen.

Bei, Stocic, jetzt oder nie — in Gedanken machte er sich Mut.

Und, scheinbar wütend auf die Händler, schwang er den Ranzen mit aller Wucht um sich herum und schlug schimpfend und fluchend darauf.

Nicht doch, riefen einige Stimmen, Mann Gottes, du schlägst ja das Schweinden tot!

Während die Händler sich stritten, wem das Schwein gehören sollte, war der Maler auf und davon, als wären ihm Flügel gewachsen. Aber auch ein Teufelschwänzchen mußte ihm gewachsen sein, denn statt der erwarteten vier Hunderter fand er sechs zerdrückte Geldscheine in seiner Hand. Am liebsten hätte er laut aufgelaßt und nach Herzenslust herumgetanzt, aber es war keine Zeit zu verlieren. Sein Schiff, das gerade abgehen sollte, hatte schon dreimal die Sirene ertönen lassen, und vom Markte zum Schiff war es noch ziemlich weit. Erst als er in das schon losgemachte Schiff sprang, atmete er erleichtert auf.

Als die Keilerei zu Ende ging und die Händler merkten, daß ein Gauner sie betrogen hatte, beschloßen sie, das Schwein zu schlachten und es brüderlich in vier gleiche Teile zu teilen.

Der Älteste zog ein Messer heraus und schnitt die Schnur von dem Ranzen durch. Aber im selben Moment sprang der Hund knurrend und bellend heraus und lief, als wäre der Wölfe in ihn gefahren, in rasendem Lauf davon.

Eine stumme Pause folgte. Alle sahen sich verdutzt an. Dann, als allen klar war, daß man sie frech überdölpelt hatte, stürzte sich einer auf den anderen, und wären nicht einsichtige und vernünftige Leute in der Nähe gewesen, wer weiß wie der Streit noch ausgegangen wäre. Auf jeden Fall: die geschwollenen Augen, zer Schlagenen Nasen und gebrochenen Arme hat das Mästenstädtchen niemals vergessen.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Kroatischen von W. S. Lann.)

Porzellanfabriken . . .

Von Ernst Dittmar

Wenn einer durchgeht, schwärmt er tief ver-zückt . . .

Von Tassen, die so weiß wie Marmor schim-mern,

Von schönen Vasen, die wie Kerzen flimmern, Ein Arbeitsaal, wie nie wohl ausgeschmückt.

Wenn einer drin lebt, an das Werk ge-bunden,

Dringt ihm der weiße Staub in alle Poren, Und er, der all die Herrlichkeit geboren,

Hat hier die Schwindsucht, weiter nichts, gefunden . . .

Denn im Vorbeigehn sieht man immer hell, Was jene Armen Tag um Tag ertragen,

Die an das Kreuz der ewigen Fron ge-schlagen,

Bergift der andere, wenn er's weiß, sehr schnell —

Der Schimmer, der Euch lockt, ist Tränen-spur.

Und wenn die Schöpfer in die Gräber sinken, Weil sie zuviel vom Stallstaubgift getrunken,

So ist es dieser Erde Glücksverteilung nur . . .

Was wissen wir vom Erdinnern?

Bergwerke und Vulkane — Woraus besteht der Erdkern?

Offen gesagt — sehr wenig. Fragen wir einen Pöhlner nach dem Aufbau des Fixsternes Capella in 51,5 Lichtjahren, also 487 Billionen Kilometer Entfernung, so wird er uns an Hand der Eddingtons und Jeanschen Theorie haarklein erzählen, welche Zonen und Quanten sein Inneres beleben. Kommen wir aber auf die uns doch etwas näherliegende Erde zu sprechen, so wird er merkwürdig verlegen und unsicher. In einem Fixstern sind die Stoffe infolge der enormen Temperatur vollkommen zerlegt und einer spektroskopischen Untersuchung also zugänglich, was bei der Erde in beiden Beziehungen nicht der Fall ist.

Wir sind also auf freiwillige Aeußerungen der Erde angewiesen, denn auch die Bergwerke reichen nur bis 2,6 Kilometer Tiefe, was bei einem Erdradius von 6,370 Kilometern sehr wenig ist. Die starken Gebirgsfaltungen haben Gesteine aus höchstens 20 Kilometer Tiefe an die Oberfläche gebracht. Die Lavamassen der Vulkane kommen aus 40 Kilometer, die Diamanten aus Kimberley aus 100 Kilometer Tiefe.

Die Bergwerke zeigen mit wachsender Tiefe eine Zunahme der Temperatur in 2,6 Kilometern ca. 80 Grad, die ein weiteres Vordringen sehr erschwert. Man nennt die Zahl der Meter, die eine Temperaturerhöhung um 1 Grad geben, die geothermische Tiefenstufe. Sie schwankt von Ort zu Ort und beträgt im Mittel 30 Meter. Hiermit ergäbe sich also für den Erdmittelpunkt eine Temperatur von 210,000 Grad. Das ist aber physikalisch unmöglich, denn eine solche Temperatur müßte die Erde sprengen. Die Zunahme muß also geringer sein. Die Lava hat eine Schmelztemperatur von 1100 bis 1300 Grad, mit der wir also in 40 Kilometer Tiefe zu rechnen haben. Die Entstehung der Diamanten aus Kohle in 100 Kilometer Tiefe wird bei 1500 Grad vor sich gehen. Weitere Heberlegungen zeigen, daß auch im Erdinnern wohl nirgends 5000 Grad überschritten werden. Untersuchungen und Rechnungen zeigen weiters das ziemlich sichere Resultat, daß die Temperatur der tieferen Schichten in einigen hundert Millionen Jahren sich nur geringfügig geändert haben kann, also auch bei der Entstehung der Erde

vor ein bis zwei Milliarden Jahren nicht wesentlich höher war. Da die Sonnenoberfläche 6000 Grad hat, würde die Theorie von der Entstehung der Erde aus der Sonne durch dieses Ergebnis gestützt werden.

Unsere Kenntnis vom Wärmehaushalt der Erde wurde ganz wesentlich gefördert durch die Entdeckung des radioactiven Zerfalls der Elemente. Bei diesem Zerfall entsteht eine ganz beträchtliche Wärme. Nun ist der Gehalt des Bodens an radioactiven Elementen so groß, daß, auf die ganze Erde umgerechnet, mehr Wärme dadurch erzeugt als abgegeben wird, somit die Temperatur dauernd steigen müßte. Dieses falsche Ergebnis zwingt zu der Annahme, daß die radioactiven Stoffe auf eine dünne Erdschicht von ca. 40 Kilometer Dike beschränkt sein müssen. Man hat daran die Vermutung geknüpft, daß der Zerfall der Atome durch die Höhenstrahlung hervorgerufen wird, die nur bis zu einer gewissen Tiefe eindringen kann. Neuere Untersuchungen zeigen aber wohl, daß zwischen beiden Erscheinungen kein Zusammenhang besteht.

Mit größerer Tiefe nimmt auch der Druck zu. In 100 Kilometer Tiefe beträgt er 30,000, im Erdmittelpunkt drei Millionen Atmosphären. Dieser ungewöhnliche Druck wird auch ein ungewöhnliches Verhalten der Stoffe zur Folge haben, und gerade hierin liegt eine große Schwierigkeit. Im Laboratorium hat man einige Stoffe bei 25,000 Atmosphären Druck untersucht; aber das gestattet noch lange keinen Schluß auf die Verhältnisse bei drei Millionen Druck.

Die Masse der Erde ist mit 6 Trilliarden Tonnen, ihr Volumen mit 1,08 Trilliarden Kubikmeter sehr genau bekannt. Daraus errechnet sich eine mittlere Dichte von 5,52 Kg. pro Liter. Die Gesteine an der Oberfläche und, wie man auch annehmen kann, bis etwa 3000 Kilometer Tiefe, haben aber eine mittlere Dichte von 2,8. Also muß der Kern eine bedeutend höhere haben, etwa 10 Kg. pro Liter. Woraus besteht er nun? Diese große Dichte haben nur Metalle; Gesteine werden selbst bei hohen Drücken nicht soweit zusammengepreßt. Einen unmittelbaren Beweis, um welches Metall es sich hier handelt, hat man natürlich nicht.



Jedoch wurden zahlreiche Meteore, Bruchstücke von zertrümmerten Weltkörpern, gefunden, genau untersucht und ein hoher Gehalt an Eisen und Nickel gefunden. Nun zeigt die Astrophysik die ziemlich gleichartige Zusammensetzung der Sterne. Das gestattet uns, die Ergebnisse der Meteoranalysen auf die Erde zu übertragen und ihr einen Kern von 90 Prozent Eisen und 10 Prozent Nickel zuzuschreiben (Nisefern). Man wird auch geneigt sein, den Magnetismus der Erde auf diesen Eisenkern zurückzuführen. Vor diesem Schluß muß aber gewarnt werden, denn die magnetischen Eigenschaften gehen dem Eisen bei 800 Grad verloren.

Die äußere Erdkruste von 40 Kilometer Dike ist ihrer Zusammensetzung nach ganz gut bekannt. Ueber die zweite Schale, die bis 1200 Kilometer hinunterreicht, weiß man natürlich kaum etwas. Es wird aber vermutet, daß gewisse Lavamassen, wie die aus Vorderindien, aus dieser Schicht stammen, die demnach vorzugsweise aus Silizium und Aluminiumverbindungen besteht. (Sialschale). An diese schließt sich die dritte bis 2900 Kilometer. Die Unsicherheit ist hier noch größer und man kann bei dem Kern nur aus Meteoriten auf den Gehalt an Silizium- und Magnesiumverbindungen schließen (Simaishale). Darauf folgt dann der Nisefern.

Wir kommen nun zu einer sehr heißen Frage. Ist das Erdinnere gasförmig, flüssig oder fest? Da alle Stoffe ihren Siedepunkt unter 5000 Grad haben, wird man den gasförmigen Zustand annehmen, doch darf die Wirkung des hohen Drucks nicht vergessen werden, der diesen Zustand wieder ausschließt. Auch die Erdbebenwellen verneinen einen Gaskern; bleibt also die Entscheidung zwischen flüssig und fest. Dieses Problem verschwindet aber auch, da bei unseren Verhältnissen eine Trennung sinnlos wird. Einen scharfen Unterschied zwischen beiden Zuständen hat man nur bei kristallinen Körpern. Die Temperatur und der Druck im

Erdinnern verbietet aber die Existenz von Kristallen. In der Simaschale werden nur die einfachsten Gemischen Verbindungen der Metalle mit Schwefel und Sauerstoff noch leben können; im Stern sind auch diese nicht mehr möglich, die Atome werden engepackt, aber frei beweglich sein. Wir haben es also aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem nichtkristallinen, amorphem Körper zu tun, der bei den Temperaturen plastisch, bildsam ist. Der Wirklichkeit am nächsten kommt man wohl durch Annahme eines sehr dickflüssigen Zustandes des

Erdinnern. Kristallin, also fest, ist nur die äußerste Schichte von 60 Kilometer Dicke.

Die Verhältnisse sind sehr schwer zu übersehen. Es fehlen uns die Laboratoriumserfahrungen über die Eigenschaften der Stoffe bei hohen Temperaturen und Drücken. So muß dieses Problem in erster Linie von der metallkundlichen Seite gelöst werden. Wir haben also für unsere Annahme vom Aufbau der Erde nur einige wenige indirekte Hinweise, was angesichts der Bedeutung dieser Frage recht unbefriedigend ist. R. B.

Kaffee aus Abessinien

Der zentralamerikanische Staat Kosta-Rika hat sich als Wappenzpflanze den Kaffeestrauch auserwählt, obwohl dieser dort wildwachsend nicht vorkommt und dort erst im Jahre 1822 eingeführt wurde. Er spielt aber in der Landwirtschaft des Landes eine große Rolle und diese Beziehung zum eben der Kaffeestrauch als Wappenzpflanze zum Ausdruck bringen. Wirklichkeitstreuer wirkt im Wappen des australischen Staates Neu-Süd-Wales die prächtige Telepea-Pflanze, die in dessen Bergen — und nur dort, sonst nirgends in der Welt — wächst und dort ihre seltene Pracht entfaltet. Vom Standpunkt der weltwirtschaftlichen Bedeutung würde freilich der Kaffeestrauch als Wappenzpflanze eher dem brasilianischen Staate Sao-Paulo gehören. Wollte man aber in der Symbolik der Wappen die Natur zum Worte kommen lassen, dann hätte kein Land in der Welt ein so fest begründetes Recht auf den Kaffeestrauch als Wappenzpflanze als — Abessinien. Denn Abessinien ist die Urheimat des Kaffees, von wo aus er seinen Siegeszug in die Welt angehtreten hat.

Keine der etwa fünfzig in der freien Natur wild wachsenden Kaffeearten der Erde — von denen viele als Kulturpflanze überhaupt nicht in Betracht kommen — hat annähernd die Bedeutung, wie eben die in den Gebirgen Abessiniens heimatische Kaffeeart, die die Botaniker sonderbarerweise Coffea arabica nennen. Gabe es Gerechtigkeit in dieser Welt, dann müßten die Botaniker diese Art der Kaffeepflanze Coffea abessinica nennen, denn ihre Heimat ist wirklich Abessinien und nicht Arabien. Mehr als neunzig Prozent der in den Kaffeepflanzungen der Welt angebauten Kaffeestraucher sind Abkömmlinge des abessinischen Kaffees. So auch die in Brasilien am meisten kultivierte Nacional genannte Varietät. In der brasilianischen Stadt Campinas hat man im Jahre 1927 aus dem Anlaß des Zweihundertjahres der Einführung der Kaffeekultur in Brasilien der Kaffeepflanze, also eigentlich dem abessinischen Kaffee, ein hübsches Denkmal errichtet.

Armes Abessinien! Seine Kaffeepflanze zielt nicht sein Wappen und seinem Kaffeebaum wurde in dem Lande noch nirgends ein Denkmal errichtet! Was nicht ist, das kann aber noch werden! Man hört von Fachleuten, daß der beste Kaffee der Welt noch heute in den allerding nicht sehr ausgedehnten Kaffeepflanzungen Abessiniens wächst. Sehr klein ist die Rolle, die Abessinien heute auf dem Kaffeeweltmarkt spielt. Alle Vorbedingungen der Umwelt sind aber da, die Abessinien zu einer der führenden Kaffeemärkte der Welt machen könnten.

Wer hat den Kaffee entdeckt? Gelehrte? Forschungsreisende? Kaufleute? Nein, sondern Schafe! So heißt es wenigstens in einer hübschen alten Legende. Das soll im 15. Jahrhundert geschehen sein. Ein Hirt konnte eine ganze Nacht nicht Ruhe finden, da seine Schafe, statt wie sonst zu schlafen, die ganze Nacht toll herumgesprungen seien. In der Morgendämmerung lief der Hirt in das nächste Kloster und erzählte dort den Mönchen die Vorfälle. Diese forschten an Ort und Stelle der Sache nach und siehe — sie fanden die Sträucher der Umgebung von den schönen roten Früchten und ihren Blättern fast vollkommen entblößt. Die Schafe hatten gründliche Arbeit geleistet. Ein Versuch mit dem Aufguss der Früchte wirkte erfrischend auf die Mönche und erhielt diese während ihrer nächtlichen Andachtsübungen wach. So begann — nach dem Märchen der märchenhafte Weg des Kaffees.

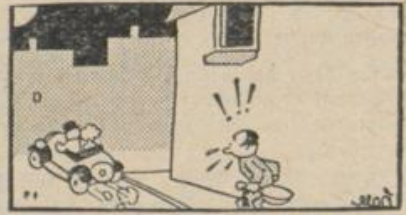
Tiere als Kaffeeliebhaber kommen aber nicht nur im Märchen, sondern auch in der Wirklichkeit vor. Paradoxurus Musanga ist der wissenschaftliche Name des zur Sippschaft der Schleichfüßer gehörenden Kaffeeseinsamlers, der in der malayischen Inselwelt zu Hause ist und den seine Landsleute Quat und auch Musang nennen. Er hat es aber nicht auf die Samen — also auf die Kaffeebohnen —, sondern auf das diese umhüllende saftige Fruchtfleisch abgesehen. Die Bohnen selbst überläßt er mit seinen Extremitäten ihrem irdischen Schicksal. Die hinterlassenen Häufchen dieser Tiere erfreuen sich einer großen Beliebtheit, denn es läßt sich aus ihnen, wie man hört, ein Kaffee von ganz besonderer Feinheit brauen und sie erzielen auch demgemäß hohe Preise. Ob diese Feinheit auf die Instinktsicherheit der Tiere, die sie gerade die reifsten Früchte pflücken läßt, zurückzuführen ist, oder auf die Wirkung ihrer Eingeweiden, die die Kaffeebohnen auf ihrem Wege vom Baum zur Erde passieren müssen — wer könnte das wissen? Und ist dies auch alles wahr? Wer es nicht glaubt, der wird durch das reizvolle Buch des berühmten Botanikers Haberlandt „Eine botanische Tropenreise“ eines besseren belehrt. Aus eigener Erfahrung auf der Insel Java konnte er dieses „Märchen“ als wahr erkennen. Auch der schwedische Naturforscher Möberg rühmt den Kaffee, der auf Sumatra in ähnlicher Weise „erzeugt“ wird. Ein Deutscher wollte sogar die Kaffeeseinsamlererei des Musangs wirtschaftlich nutzbar machen. In einer unzaunten Kaffeepflanzung siedelte er mehrere Musangs an. Es scheint aber, daß er mit dieser auf Extremem aufgebauten Unternehmung kein Glück hatte, denn Möberg meint, daß die javanischen Kaffeepflückerinnen sich doch besser bei der Ernte des



Serenade auf Mandoline



Ditto auf Autohufe



Die Hupe siegte!

Kaffees bewahren. Brasilien braucht also bis auf weiteres den Wettbewerb der sonderbaren Rothhäutchen der malayischen Inselwelt nicht zu fürchten. Und den Wettbewerb des abessinischen Kaffees? Das ist freilich eine andere Frage. Wer weiß, ob nicht der Kaffee, der unter abessinischem Himmel, auf abessinischem Boden gewachsen ist, einmal doch seinen, den ihm gebührenden Platz auf dem Weltmarkt erobern wird? J. R.

Wissen Sie schon?

Daß kein fleischfressender Vogel, nicht einmal die Kasgeier, die doch von toten Tieren leben, die Leiche einer Katze verzehrt?

Daß die sowohl steilste als auch kleinste Bahn Europas im Tessin im Bereich des St. Gotthard von Piotta zum Mitomsee hinauffährt, über einen einzigen Wagen mit zwölf Sitzplätzen verfügt und bei fast dreiviertelstündiger Fahrt mit Streckenweise 87 Prozent Steigung den steilen Gang von Altanca neben den Röhren des Gotthardkraftwerkes fast 1000 Meter ansteigt?

Daß die ersten Golfspieler bereits auf einem Relief der Athener Stadtmauer dargestellt sind?

Daß der Helm im Jahre 1843 in der preussischen Armee eingeführt wurde?

Daß die Gesamtzahl der unverheirateten Frauen in der Welt heute auf mehr als 300 Millionen geschätzt wird?

Daß in der Arktis neben den Säugetieren und Wirbeltieren auch 270 Vogel-, 632 Schmetterlings- und 688 Spinnenarten vorkommen?

Daß in Amerika drei- bis viermal soviele Iren leben als in Irland selbst?

Der Vater der Kathederblüte

Im Anfang des 19. Jahrhunderts wirkte am Gymnasium in Gotha der Professor Johann Georg August Galletti, der unsterblich gewordene „Vater der Kathederblüte“. Ihm geschah es häufig, daß das, was seine Gedanken sinnvoll formten, durch den eigentwilligen Mund zum Widerspruch wurde. Was er so an Stilblüten von sich gab, gewissermaßen seine eigenen Worte nicht vernehmend, ist von seinen Schülern gesammelt und nach seinem Tode veröffentlicht worden. Einige markante Beispiele dieser schnurrigen „Gallettizismen“ seien hier wiederholt.

Auf der Netzhaut des menschlichen Auges bilden sich alle Gegenstände verkehrt ab. Da entsteht die Frage: Wieso erblicken Sie mich aufrecht, da ich Ihnen eigentlich total verkehrt erscheinen müßte?

Die Adler haben ein sehr scharfes Gesicht. Der Steinadler erkennt auf zwei Meilen Entfernung den kleinsten Hasen mit unbewaffnetem Auge.

Jeder Komet besitzt einen leuchtenden Mittelpunkt, der sich bei ihm ganz links in der Ecke befindet.

Durch ein Fernrohr von 500facher Vergrößerung würde Ihnen der Planet Mars so groß erscheinen wie mein Kopf auf zehn Meter Entfernung. Aber selbst wenn es auf dem Mars von Menschen wimmelte, würde man sie doch nicht erblicken können, da Sie ja auch auf zehn Meter nicht wahrnehmen, was auf meinem Kopfe wimmelt.

Der erste, der an einem zappelnden Frosch den Galvanismus entdeckte, war der mit Recht so genannte Galvani.

Wenn man Natron mit einer Säure verbindet, entwickelt sich das Gas Kohlenäure, was Ihnen gewiß auch schon aufgefallen ist.

Elegant und billig

Der Kunde, eine große, elegante Erscheinung mit sympathischem, scharf geschnittenem Gesicht, sagte: „Ich brauche einen Stoff für einen Reizeanzug. Nicht zu schwer, nicht zu leicht. Der Preis spielt keine Rolle. Das Beste ist gerade gut genug.“

Verkäufer sind gute Menschenkenner. „Diplomat oder Schauspieler“, dachte der Geschäftsführer, und ließ immer neue Stoffballen vor dem Gentleman aufstürmen. Schließlich bat dieser um ein taubengraues und um ein Inhabraunes Muster. „Ich werde jetzt zu meinem Schneider gehen und ihn fragen, welchen Stoff ich wählen soll“, sagte er. „Nachher komme ich wieder.“

Als er den Laden verließ, warf er das braune Stoffquadrat sofort weg, denn er hatte sich schon für den grauen Homepun, der ihm sehr gefiel, entschieden.

Eine Woche später in Davos traf er Perry, seinen Freund. Sie plauderten über allerlei. Menschen ohne Beruf und Einkommen, die aber trotzdem flott zu leben verstehen, wissen immer etwas Interessantes zu erzählen. Plötzlich fragte Willen schmunzelnd: „Wie gefällt dir mein Anzug, Perry?“

Perry musterte ihn mit den Augen eines Kenners: „Kabelhafter Schneider! Erstklassiger Stoff!“ sagte er anerkennend. „Menschen wie

Das James Watt als Anabe aus Anlaß eines siedenden Teekochers die Dampfmaschine erfand, ist wohl nur eine Fabel. Ich halte es für unwahrscheinlich, daß Watt in seinem Teekessel eine Lokomotive entdeckt hat.

Wenn im Altertum zwei Augusten einander begegneten, lächelten sie sprichwörtlich. Ueberaus reizvoll ist in der griechischen Skulptur die Stellung der drei nackten Grazien. Ich werde Ihnen das einmal vormachen.

Plato war als Schriftsteller äußerst fruchtbar, während die nach ihm benannten platonischen Verhältnisse meistens kinderlos bleiben.

Demosthenes war ein Muster an Tugend und Keuschheit. Als sich ihm die schöne Kais für zehntausend Drachmen auf eine Nacht anbot, verschmähte er sie, woran wir uns ein Beispiel nehmen wollen.

Ich komme heute der jüngeren Schüler wegen noch einmal auf Richard Löwenherz zurück, da nur die älteren unter Ihnen die Kreuzzüge mitgemacht haben.

Diesen Umständen hatte es die historische Jungfrau von Orleans zu verdanken, daß sie als Heze verbrannt wurde. Bei Schiller befindet sie sich bekanntlich in anderen Umständen.

Die Geißelbrüder, auch Flagellanten genannt, waren eine Epidemie, die sich von den Anfängen des Mittelalters bis in die Ausläufer der Karpaten erstreckte.

Zum Schluß sei noch eine der vielen über ihn umlaufenden Anekdoten erzählt:

Als Galletti einmal dozieren: „Polypthem konnte deshalb das Schiff des Odysseus nicht treffen, weil er nur ein Auge in der Mitte der Stirn hatte und damit nicht genau zielen konnte“, erhob ein Schüler den Einwand: „Aber das Auge hatte Odysseus ihm doch schon ausgebrannt.“ „Dies freilich kommt noch hinzu“, erwiderte der unbeirrbar Galletti.

wir müssen zwar immer auf tadellose Garderobe halten, doch dieser Anzug ist ein wahres Meisterwerk! Muß viel gekostet haben... hm?“

„Viel gekostet?“ wiederholte Willen mit feiner Ueberlegenheit. „Nein! Nicht einmal eine Vira habe ich dafür bezahlt...“

„Märkel sind da, um gelöst zu werden“, sagte Perry ungläubig. „Bitte, erkläre mir das!“

„Gerne...“, meinte Willen lächelnd. „Es war vor einigen Tagen in Genua, als ich ein großes, bekanntes Tuchgeschäft betrat und den besten Stoff verlangte. Nach langem Suchen nahm ich zwei Muster und ging mit dem taubengrauen Homepunleddchen zu den zwei teuersten Schneidern der Stadt und bestellte bei jedem einen Anzug. Ich sagte, daß ich binnen achtundvierzig Stunden den Anzug haben müsse. Das wurde mir zugesagt...“

Und tatsächlich: zwei Tage nachher, um zehn Uhr vormittags, erschien der erste Schneider bei mir. Ich probierte den Anzug. Er gefiel mir, doch ich fand, daß die Hofe nicht ganz so saß, wie ich es wünschte, und jagte, er müsse eine kleine Aenderung an der Hofe vornehmen. Um drei Uhr würde ich ihn wieder erwarten. Da Rock und Weste vorzüglich paßten, konnte er diese natürlich bei mir lassen.

Um elf Uhr erschien der zweite Schneider mit dem gleichen Anzug. Während die Hofe vorzüglich saß, hatte ich an Rock und Weste einiges anzusehen. Ich beauftragte den Mei-

ster, gewisse Aenderungen vorzunehmen und um halb vier Uhr damit wieder zu mir zu kommen. Da die Hofe tadellos war, brauchte er sie selbstverständlich nicht mitzunehmen.

Eine Viertelstunde nachher fuhr ich zum Bahnhof und reiste mit Rock, Weste und Hofe hierher nach Davos. Du siehst, ich sagte die Wahrheit: dieser Anzug kostete mich nichts...!“



Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post-Modlan bei Teplitz-Schönan.

Schachaufgabe Nr. 254.

Von A. T a u b e r, Budapest, (Magyar Sakkvilag 1922.)

Schwarz: Kd5, Sb7, d8, Ba2, a5, c5, e6, f7. (8)



Weiß: Kc3, Th4, La1, h3, Sc8, Ba4, f6. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 251: Df3-f2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hahl Erwin, Chinsiak Theodor, Lohmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Hyna Josef, Hostomitz; Triltsch Gustav und Scharoch Franz, Wisterschan; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Brodkorb Josef, Jägerndorf.

Partie Nr. 90.

Damenbauerspiel.

Gespielt im Länderkampf Schweiz-Deutschland zur Arbeiter-Olympiade in Wien am 24. Juli 1931.

Weiß: Ernst, Schweiz.

Schwarz: Woog, Leipzig.

1. d2-d4 d7-d5

2. Sg1-f3 c7-c6

3. e2-e3 Sg8-f6

4. Lf1-d3 e7-e6

5. Sb1-d2 c6-c5

6. c2-c3 Sb8-c6

7. e3-e4 c5x4

8. c3x4 d5x4

9. Sd2x4 Lf8-e7

10. 0-0 0-0

11. b2-b3 ...

Ein Bauernopfer im Interesse des Gambits. 11. ... Sc6-b4 Das Schlagen auf d4 erschien wohl Schwarz riskant, da auf Sx4, Lb2, Sx13, Dxf3, Weiß etwas freier steht.

12. Ld3-b1 Sb4-d5

13. Lc1-b2 b7-b6

14. Sf3-e5 Lc8-b7

15. Tf1-e1 Ta8-c8

16. Dd1-f3 Lb7-a8

Um den Sd5 zu entlasten. 17. Df3-h3 Droht sehr stark Sc4-g5 mit gutem Angriffsspiel.

17. ... Sf6x4

18. Te1xe4 f7-f6

19. Te4-g4 Weiß spielt stark auf Angriff, sonst könnte er sicherer nach e1 mit dem Turm zurückgehen.

19. ... Sd5-f6

20. Tg4-h4 e7-g5

21. Dh3-g3 Sf6-e8

22. Lb1-d3 Sc8-g7

23. Th4-h6 Tf8-f6

Weiß konnte mit dem Angriff bei dem unentschiedenen Gegner nicht den geringsten Vorteil erringen. Schwarz steht absolut sicher. 24. Dg3xg5?? Ein Versehen, das sofortigen Verlust der Partie zur Folge hat.

24. ... Tf6-g6

Weiß gibt auf.